

## **Laudatio von Dagmar Leupold anlässlich der Verleihung des Literaturpreises „Von Autoren für Autoren“ des Lübecker Literaturtreffens am 1. März 2015 an Irina Liebmann**

Liebe Irina, liebe Autorenkollegen (das Binnen-i kann ich mir dieses Jahr schenken!), liebe Gäste

Es ist mir eine große Freude heute hier in Lübeck das Lob auf eine Autorin anzustimmen, der ich mich seit langem persönlich sehr verbunden fühle, auch wenn es nur zu einigen wenigen, allerdings unvergesslichen Begegnungen in München Anfang der 90er-Jahre kam. Umso schöner, dass es nun, achthundert Kilometer weiter nördlich, eine Wiederaufnahme des Kontaktes gibt – der andererseits nie abbrach, denn Irina Liebmanns Bücher begleiten mich (fast) seit ihrem Debut im Jahre 1982.

Hätte Irina Liebmann nach amerikanischer Manier ein *middel initial* – es müsste ein „S“ sein: S wie Spürnase oder S wie Spurensucherin, Spurensicherin. Unter dieser Vorgabe erschließen sich viele ihrer Buchtitel ganz neu, nicht als neutrale, beliebige oder schlicht biographisch motivierte Schauplätze, sondern als (ehemalige) Tatorte, Orte also, an denen sich Geschichte vollzog:

*Berliner Mietshaus, In Berlin, Perwomajsk, Letzen Sommer in Deutschland, Stille Mitte in Berlin, Drei Schritte nach Russland und Das Lied vom Hackeschen Markt.*

Auch der Erzählungsband „Mitten im Krieg“ hat maßgeblich mit einem Ort zu tun, ausnahmsweise nicht im Osten Europas gelegen, sondern im Süden, mit Rom nämlich. Wohin die Reise von der DDR aus führt.

Und der Roman *Die freien Frauen*, 2004 erschienen, führt den Ort zwar nicht im Titel, aber schon der erste Satz stellt fest: *Am 28. Februar 2000 schneit es über Berlin.*

*Wäre es schön? Es wäre schön?*, Liebmanns Buch über ihren Vater Rudolf Herrstadt, eindrückliches Porträt und animiertes Geschichtsbuch zugleich, 2008 mit dem Preis der Leipziger Messe für das beste Sachbuch ausgezeichnet – mehr dazu später! - , vermisst einen Landstrich, in dem die Verheerungen des vergangenen Jahrhunderts besonders tiefe Spuren hinterlassen haben, sichtbare wie unsichtbare. Gleiwitz, der oberschlesische Geburts- und Kindheitsort des Vaters, 1944 Sitz von gleich vier Außenlagern von Auschwitz, sowie die weiteren Stationen seiner Laufbahn Berlin, Prag, Warschau und Moskau.

Wie jeder gute Spurensicherer arbeitet Liebmann außerordentlich akribisch. Und umsichtig, im wahrsten Sinne des Wortes: Sie erfasst das Geschehen, das Geschehene und seine Folgen mit einem Rundumblick, über den sonst nur Lebewesen mit Facettenaugen verfügen oder ausgeklügelte Radarsysteme. Ein Psychologe würde vermutlich sagen, dass eine solche detektivisch hochtalentiertere Persönlichkeit hypervigilant – überwachsam – sei; mit einer Fülle von Rezeptoren ausgestattet, vielmehr **begabt**, die ein zutiefst analytisches **und** empathisches Verstehen ermöglicht. Eine Empathie, die nicht als aufgeladene Einfühlung oder szenisches Reenactment gestaltet wird, sondern als ein Ringen mit dem zu Begreifenden, abwägend, nachdenklich, ironisch. Und die Qualität der Analyse wird durch unausgesetzte Selbstbefragung der Spurensicherin gewährleistet: Bin ich befangen? Bin ich voreingenommen? Woher stammen meine Schlussfolgerungen? Die Liebmann'sche Haltung und Praxis ist die der Skepsis. Skepsis übersetzen wir heute mit Zweifel oder Vorbehalt, eigentlich aber bedeutet das griechische Wort *skepsis* bzw. *skeptesthai* betrachten, spähen, untersuchen und bezeichnet damit exakt das, was die Erzählerinnen in Liebmanns Romanen tun: Schauen, genau hinschauen. Sie sind alle Augen-Zeuginnen im schönsten Sinne des Wortes. Augen-Zeuginnen auch des Vergangenen, insofern es im Gegenwärtigen sedimentiert. Es geht niemals um Monumentales, es sind die Spuren im Alltäglichen, im Unspektakulären, denen das Interesse (also das Dabei-Sein-Wollen) gilt. Einen äußerst genauen Blick richtet Irina Liebmann auch auf sich selbst, die Chronistin. So heißt es in der 2013 erschienenen Erzählung *Drei Schritte nach Russland* an einer Stelle - die Augen-

Zeugin Liebmann ist gerade nach einem guten halben Jahrhundert in ihrer Geburtsstadt Moskau gelandet -

*Seit fünfundzwanzig Jahren wurde hier geschrieben und publiziert, warum wusste ich nichts davon? Lag es an mir? An den Verlagen? Den Literaturseiten unserer Zeitungen? „Dröhnende Ignoranz“ hätte ich schreiben müssen, dröhnende Ignoranz.*

Im Grunde bewahrheitet sich in der literarischen Spurensicherung die in der Forensik angewandte sog. Locard'sche Regel, die besagt, dass kein Kontakt zwischen zwei Objekten vollzogen werden kann, ohne dass diese wechselseitige Spuren hinterlassen. Anders als in der Forensik und zu unserem, des Lesers Glück, kann die literarische Spurensicherung eben nicht von einer Sterilität des Untersuchungsinstruments ausgehen; und es sind besagte „wechselseitige Spuren“, welche die Lektüre der Bücher Irina Liebmanns so aufregend machen. Durch die skeptische Inaugenscheinnahme erfahren wir über das Betrachtete und die Betrachterin – meist eine weibliche Ich-Erzählerin - gleichermaßen; in wunderbar dialektischer Verschränkung verweisen sie aufeinander. Die Fundsachen, die Verlustanzeigen, die Ermittlungsergebnisse und die Rekonstruktionen beziehen sich immer auf beides: Die Geschichte als Historie und Geschichte als Lebensgeschichte und Zeugenschaft. Auch zwei weitere Merkmale professioneller Spurensicherer treffen auf Irina Liebmann zu: Die investigative Haltung und die Mobilität. Sie ist immer unterwegs in ihren Büchern, und immer ist der Motor hinter der Spuren- und Selbstaufsuchung eine fragende, forschende, wissbegierige Neugier. Es versteht sich fast von allein, dass ein guter Spurensicherer nicht erfindet, was er findet. Und was er sucht, ist nichts Ersuchtes. Deshalb leuchtet es ausgesprochen ein, dass Liebmann – beispielsweise in dem Roman „In Berlin“ – oft mit einem Double, nämlich „der Liebmann“ arbeitet, keine Überhöhung, keine anspielungsreiche Konstruktion, kein Firlefanzen. Das gilt auch für die Sprache: Kurz, bündig, lakonisch, es gilt etwas festzuhalten **und** freizusetzen: dieser paradoxe Prozess darf nicht durch sprachliche Anstrengung und Aufplusterung zum Ornament gefährdet werden.

So lautet ein typischer Liebmann-Satz (und ich muss mich bezähmen, es bei einem Beispiel zu belassen):

*Irgendwie bin ich durcheinander, denkt die Liebmann, ich koch' mir noch einen Kaffee, und dann geh ich raus an die Luft.*

Im knappen Notat, in der Ellipse, im (stilisiert) Mündlichen bleiben Lücken, Unschärfen, Unfertiges, Halbverstandenes, und das ist das Gütesiegel der Liebmann'schen Literatur: Der Respekt gegenüber den leeren Stellen (wie Thomas Wild in einer Würdigung der Autorin zum 70. Geburtstag festhält). Nicht alle halten die leeren Stellen aus, das hat – architektonisch gesehen – freilich auch seine traurig-komischen Seiten. So heißt es in dem Langgedicht „Lied vom Hackeschen Markt“ (durchaus in Heine-Manier) herrlich frech:

*Das ist neu in Berlin, das ist anders als früher an diesem Ort, aber hier haben ja alle Häuser in der unteren Etage erst kürzlich die Augen geöffnet, das Maul aufgesperrt, die/Zähne sich richten lassen und nun:/Hereinspaziert meine Herrschaften, hereinspaziert, wir/Haben uns hier/Neue Zähne wachsen lassen, die dritten Zähne,/Und was für welche, so/Fest stand hier nie/Ein Gebiss!*

*Ein Großstadtgebiss/Ein Großstadtgebiss, ein herrlich/Funkelnder Rachen!/Paar Zähne/Fehlen noch, ja leider, leider, leider, na trotzdem,/Es/funkelt ja schon!*

Auch das poetische Register beherrscht die Liebmann souverän, niemals entsteht das Gefühl von „Atmo“ oder Raumdeu; dagegen setzt ihre Sprache Sinnlichkeit und Intensität frei:

*Es tanzt eine Frau, Schultern nackt, und ein Mann macht Musik.[...] Applaus für die Dame! ruft er ein zweites Mal, die ist so blaß, nur ein Grind zwischen Nase und Oberlippe ist ein Farbfleck, rot, die Arme stecken noch in den Ärmeln eines Wintermantels, der hinten herunterhängt, mit beiden Händen drückt sie eine Bierbüchse an ihr Gesicht, so tanzt sie, die Augen zu, ach, mein Liebster, du.*

Die Lieblingssatzzeichen der Spurensucherin und investigativen Geschichtsschreiberin sind das Frage- und das Ausrufungszeichen. Das erste steht für die Bereitschaft zum Zweifel und für die Offenheit, das zweite für Empörung, Belustigung und Staunen – die beste Ausstattung für erfolgreiche Lokaltermine und Befragungen. Durchaus ist auch so etwas wie Jagdfieber zu spüren – allerdings handelt es sich bei der Beute um nichts Erlegtes, sondern um etwas Lebendiges: Eine neue Erkenntnis, ein neuer Blickwinkel, eine neue Frage.

Falls bei Ihnen der Eindruck entstanden sein sollte, dass Irina Liebmanns Literatur baedekert, muss hier energisch widersprochen werden: Im Zentrum des literarischen Schaffens stehen die Menschen, die in den einschlägigen Orten des versehrten zwanzigsten Jahrhunderts leben oder mit dessen Spuren, die bis in unsere Gegenwart hinein reichen, konfrontiert werden. Die eigene Augenzeugenschaft leistet wesentlich mehr als eine Inventur des status quo, der Sichtkontakt – und eben nicht eine Besichtigung – wirkt immer auch als Korrektiv. Dies wird besonders eindrücklich in der bereits erwähnten Erzählung *Drei Schritte nach Russland* deutlich. Liebmann hat bei ihrer Moskau-Stippvisite eine kleine – billige, touristische - Ikone erstanden, die heilige Gottesmutter von Kasan ist darauf zu sehen. Zurück in Berlin wird diese im heimischen Zimmer aufgehängt, und als der Abend einbricht und das Licht eingeschaltet werden muss, bleibt es dunkel:

*Ich könnte nun erzählen, dass ich die ganze Nacht im Dunkeln saß, aber das wäre übertrieben. Der Stromkreis für die Steckdosen war in Ordnung, also gaben Stehlampen Licht, bis ein Elektriker kam, und das war alles nicht der Rede wert.*

*Der Mann erkannte einen Kurzschluss und fand auch die Ursache – ein Nagel steckte in einer Stromleitung. Es war der Nagel, den ich für die kleine Ikone in die Wand geschlagen hatte, Sie hatte das Licht ausgeknipst, mich ins Dunkel gesetzt. [...]. Sie hatte erreicht, dass ich sie mir ansah.*

Und was macht Liebmann? Sie fliegt nach Kasan. Ein schöner, ein bemerkenswerter Zusammenfall von Magie und beherzter Wirklichkeitslust. Ungewöhnlich – denn im Normalfall geht die Magie mit Wirklichkeitsverlust einher.

Der genaue, der empathische Blick richtet sich auch auf Elisabeth Schlosser, Protagonistin des 2004 erschienenen Romans *Die freien Frauen*. Sie ist in dem Mietshaus am Hackeschen Markt zu Hause, das der Leser bereits kennt; darüber hinaus lebt sie, hypnosebedingt, in einer magischen Welt, in der Vergangenheit und Gegenwart, Gelesenes und Erlebtes sowie Orte, Kattowitz und Berlin, seltsam fusionieren. Elisabeth Schlosser hat einen erwachsenen Sohn, der zu leben verweigert, in der Küche sitzt und Kümmelkörner zerbröseln. Dieses zarte Getrommel ist das einzige Lebenszeichen, Metronom der Endlichkeit. Elisabeth Schlosser kann man als Chiffre lesen, Chiffre für eine verlorene Generation, eine Generation, die als prägende Erfahrung den Orientierungsverlust kennt:

*Zog der frische Schnee sie hinaus? Wollte sie auf unberührtem Weiß entlanglaufen, Fußspuren hinterlassen im Park Montbijou, die Erste sein, die über Wege läuft, auf denen sie ja ihr Leben lang herumgetrampelt war, mit Mann, mit Sohn oder alleine, oder war es, um sich ihrer selbst zu versichern, dessen, dass sie noch da war und fest auf der Erde stand, Elisabeth Schlosser? Wir wissen es nicht.*

Es gäbe noch viel zu loben und zu würdigen, aber ein Vormittag ist kurz, und so müssen die Kinderbücher, die weiteren Gedicht- und Fotobände, die Essays unerwähnt bleiben – aber keinesfalls ungelesen!

Auf ein Buch möchte ich allerdings noch eingehen, wie eingangs zugesagt: Auf die Biographie von Irina Liebmanns Vater *Wäre es schön? Es wäre schön!*

*Kaum ein Historiker dürfte die Neugründung der Berliner Zeitungslandschaft nach 1945 so detailliert aufgearbeitet haben* befindet der bereits zitierte Thomas Wild über dieses Buch. Rudolf Herrstadt, 1903 in Gleiwitz geboren, 1966 verstorben, erster Chefredakteur des „Neuen Deutschland“, ist eine beeindruckende Figur: Hellsichtig, scharfsinnig, utopie-

beharrlich, Kommunist und Anti-Faschist aus tiefster Überzeugung, aus gutbürgerlichen jüdischen Verhältnissen – der Vater ist Jurist – stammend. An seinem Lebens- und Karriereverlauf lassen sich die Verwerfungen des vergangenen Jahrhunderts ablesen, gewissermaßen an Narben entlang. Einleuchtend organisiert Liebmann die Biographie in drei Teile, „Vor dem Gewitter“, „Kriegsbild“ und „Trümmerbild“: Von Hoffnung zu zerschlagenen Hoffnungen. Und verfeinert ihre Collage-Methode – essayistische Distanz, Reportage-Ton, poetisches Bild und Narration – zur Perfektion. Ein kurzes Zitat möge dies veranschaulichen, wir befinden uns im Jahr 1945, kurz vor der Kapitulation, die ersten Berichte über Todeslager kursieren:

*Diese letzten Momente des Krieges müssen Herrstadt endgültig verändert haben. Aus manchen Bemerkungen später war es zu spüren. Sie standen nun alle auf einem Gebirge von Toten.*

*Genau das war damals die Höhe der Zeit.*

Liebe Irina, sei mir nicht gram, wenn ich nicht alles hervorgehoben habe, was Hervorhebung verdient – oder nicht das, was dir wichtig ist. Ich danke dir jedenfalls für wunderbare, nachdenkliche Lesestunden und kann nur alle Anwesenden herzlich dazu ermutigen, sich am Büchertisch reichlich zu bedienen. Es lohnt.